

Jochem Steiner [Schluss]

Autor(en): **Roelli, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [11]

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fönnen, trotzdem uns die Sehnsucht beide zerfleischt. Diesmal dürfte der Riß tödlich sein. . .“

Ah, trübselig sah er nach dem Nachtesfen vor dem Eingang seines Hotels! Er hatte sich seine Angst vom Herzen gesprochen, nun war er leer, nutzlos, arm, wenn nicht ein neues Erlebnis hinzukam. Da er trotz allem liebte, konnte es nur von einer Seite kommen. Sein Gesicht war auch nichts anderes als der Ausdruck wilder und zugleich kläglicher Sehnsucht nach Franziska. Mir aber erschien die Welt, auch neben seinem Leid, das alte, unfassliche Wunder. Hinter den Anrissen der uns gegenüberliegenden kalkweißen Häuser erhob sich der blauschwarze Keel des Vulkans Izalco gegen den dunkelvioioletten, von prunkvollen Sternen geschmückten Himmel. An seinem Gipfel rannen sieben feurige Bäche herab, langsam gleitende Schlangen, in deren Leibern es manchmal weißglutig auffunkelte, um in der Mitte des Berges auszulöschten, als träten sie durch dunkle Pforten wieder in die Erde zurück, sich aufs neue aus dem Gipfel heraus über den Keel herab zu ergießen.

Auf einmal war es, als käme solche Lavaschlange nfluß aus der jenseits der Brücke liegenden Stadt Sonsonate heraus, ein Strom von brennenden Kerzen, die sich aber dann zu beiden Seiten der Straße aufteilten. Junge Mädchen trugen die goldenen Lichter, und der Widerschein zeichnete sich auf bronzeglänzenden Armen und Nacken, auf leuchtenden Kopftüchern und Schleiern. Denn das Besondere der Sonsonatinerinnen sind ihre Schleier. Die kleinen Kinder kommen damit zur Welt; sie verwenden die Schleier schon, wenn sie noch von der Mutter auf dem Rücken oder an der Brust herumgetragen werden; die kleinen Mädchen fangen sich damit, und die großen schlingen sie kunstvoll um Nacken und Arme, durchflechten damit die langen, blauschwarzen Haare. Und alle Schleier sind rot, in den undenklichsten Schattierungen: zinnober, scharlach, purpur, karmin, lila, violett, feuer-, wein-, fleisch- und blutrot geben nur einen kleinsten Bruchteil der Namen, die man für die Farben finden mußte. All dies Rot war nun überhaucht von goldenem Kerzenglanz. In der Mitte der beiden, den Häusern entlang in feierlich unfeierlichem Tanzschritt gehenden Mädchen schritten fünf Musikanten mit Fiedeln und Flöten, zwei Melodien unermüdlich wiederholend, eine getragene, choralmäßige und eine übermütige Tanzweise. Hinter ihnen endlich wurden zwei Puppen hoch auf Stangen getragen, San José und die Virginia, die Muttergottes, beide von mächtigen Panamahüten beschattet.

Es war kurz vor Weihnacht, und die Prozession ging

seit vierzehn Abenden vor die Häuser auserforener und ausgezeichnete Bürger, um für Joseph und Maria Unterkunft zu bitten in den Ställen Bethlehems. Der Erwählte mußte jeweilen zuerst Türen und Fenster verrammeln, um schließlich, nach lang ausgedehntem Wechselgespräch die Gastfreundschafttheischenden einzulassen und mit dem Besten, was Küche und Keller bargen, zu bewirten.

Unversehens brummte Don Arturo vor sich hin. Es war gar nicht gebildet und gut erzogen, daß er „Car-ramba!“ sagte, aber es entfuhr ihm doch. „Die Chica! Dort in der Mitte der drei Hauptfängerinnen! Hält gerade auf mein Haus zu! So will sie Frieden schließen! Der Satan, der geliebte, geliebte!“

Und so kam es. Weit um das Hotel Blanco y Negro gruppierte sich ein Heiligenschein golden beleuchteter, rot umschleierter Kerzentragerrinnen. Don Arturo und seine Diener schlossen in aller Eile Türen und Fensterläden, und draußen hub der weihevollen Choralgesang an. Arturo und seine Dienerinnen antworteten im nämlichen Rhythmus. Es sei zu spät; Ihre Gnaden Herr Joseph und Frau Gemahlin möchten morgen früh anklopfen. Als die im Hause verstummt waren, warteten die draußen eine Weile, dann machten sie kehrt und zogen zur Tanzmelodie ein paar Schritte zurück, Seine Gnaden den schläfrigen Herrn Wirt verspottend. Gleich darauf kamen sie wieder mit der feierlichen Weise. Sie hätten die Riegel in Sonsonate vorgeschoben gefunden, Seine Gnaden der Herr Wirt möchten öffnen. Don Arturo: Es tue ihm so leid, doch sei er gar nicht vorbereitet auf hohen Besuch, er wage es nicht, sein dürftiges Heim anzubieten; man möge sich würdigeren Ort erwählen.

Unterdessen klapperten Teller und klirrten Gläser der hin und her eilenden Diener im Innern des Hauses.

Wiederum machte die Truppe kehrt und ahmte höhnisch die Ausreden des geizigen Wirtes nach. Und wieder kam der feierliche Gesang — niemand im ganzen Neste mehr sei wach — Erbarmen! Miserere!

Da öffneten sich die Pforten weit, Fiedeln und Flöten spielten frohlockende Walzer, Joseph und Maria schwankten auf ihren Stangen mit den Panamahüten herein und wurden hinter dem Schanktisch verstaubt; die Kerzentragerrinnen und die ihnen dicht auf den Fersen folgenden Bursche machten sich über die bereitgestellten Getränke her. Franziska aber fiel aus ihrer Rolle als Chorführerin der heiligen Heilandseltern — sie vergaß die Welt um sich — in hinreißender wilder Leidenschaft schlang sie die Arme um Arturos Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küffen. Eng verschlungen entwanden sich die Wiederversöhnten dem Trubel, die auf-flammende Sehnsucht zu löschten.

Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

35.

Steiners Jochem ist wieder da! Bald wissen es die letzten Hütten . . . Ich beegne Bauern. Die einen lachen und sagen: „Willkomm! Wärst also wieder da, Bub? Willst jetzt bleiben?“ Die andern schauen mich an und sagen: „Hast gealtert, Bub, mußt gesund werden!“ Der alte Simmer schüttelt den Kopf und sagt recht derb: „Siehst aus, wie wenn du gerauft hättest!“

Das zuwiele Studieren und Denken macht's . . . Deine Frau ist also tot. Ja, es ist schlimm, wenn eine so früh schon gehen muß!“ Ich tu, als höre ich nicht, und gehe rasch weiter. Ich weiche den Daherkommenden aus. Ich gehe bergan. Da sind noch die grauen verschrumpten Hütten und Schindelgaden. Mitten drin steht die Kirche. Ihr Turm hebt sich weiß und ruhig aus den Dächern heraus. Mir gegenüber steht der Wildberg, mein



Alfred Rehfous (1860—1912).

In der Rhoneebene bei Saillon.

Berg! Er ist stark geblieben. Kein Sturm kann ihm etwas antun.

Ich wohne im Elternhause beim Vetter Steiner. Haus und Hof sind gut in Ordnung gehalten. In den Stuben und Kammern sind noch die alten Schränke, Tische und Bilder. Auf den Schiefertischen in der Stube stehen Blumensträuße wie zu Mitters Lebzeiten. Erst glaubte ich, die Mutter müsse mir selber entgegenkommen mit ihrem leisen armen Lächeln und den großen dunkeln Augen; ich glaubte, am Fenstertisch müsse der Vater sitzen, nachdenklich, die Stirne von scharfen Furchen durchschnitten und um den Mund den herben schweren Zug, der Bergbauern eigen ist ... Doch fremde Leute leben auf dem Bodenheimer. Der Vetter Steiner und Veters Frau schaffen da uns tägliche Brot.

Die Leute sind gut zu mir; aber ich glaube, daß der Vetter sich meinetwegen Sorgen macht. Ich habe darum zu ihm gesagt: „Ich werde dir die Pacht nicht kündigen; du hast Frau und Kind — für die mußt du sorgen ... Schaffen tu! Der Hof ist in gute Hände gekommen!“

Da hat mir Johann die Hände geschüttelt: „Ich will immer schaffen, daß du Freud am Bodenheimer haben sollst. Wenn du wieder mithelfen willst, so tun wir uns halt zusammen und machen's so!“

Die Vetersleute sind gut zu mir; aber es ist mir, wie wenn ich im Hause nach etwas suchen müßte, für das ich keine Worte habe, von dem ich nur weiß, daß es einmal mein eigen war.

Des Veters Frau erinnert mich an meine Mutter. Sie hat ein blaßes Gesicht und gute Augen. Vor nicht langer Zeit ist sie Mutter geworden. Da denke ich an Maria. Ich bin wohl ruhig dabei und denke, wie schön es sein müßte, wenn Maria noch leben würde. Aber dann kommt es plötzlich wie ein wilder zuckender Schmerz über mich, und ich weiß mir darin nicht mehr zu helfen. Ich gehe hinaus und laufe über die Matten und Hänge. Dann komme ich wieder heim und sehe, wie die Verwandten in Vaters Haus so glücklich sind. Darum habe ich Stunden, in denen ich dem Vetter sein Glück gar nicht gönnen mag und am liebsten zu ihm sagen möchte: „So, du mußt jetzt gehen; ich will allein auf dem Bodenheimer werken, es ist ja mein Heimet ... Geh jetzt!“ Aber dann schäme ich mich und suche es gut zu machen, indem ich der jungen Frau oder dem Vetter aushelfe und Hand anlege, wo's nottut ...

Ich kann nicht im Bodenheimer bleiben. Je länger ich mit meinen Verwandten lebe, desto fremder und einsamer wird es für mich in den Stuben und Kammern, wo ich einst bei Vater und Mutter aufwuchs. Auch schafft der Vetter mit fremden Leuten. Der Friedel sei nach Amerika ausgewandert und die Kös wohne jetzt in Brühlau bei ihrem Bruder. Das Schaffen sei ihr doch zu hart geworden; man müsse sich auch nicht wundern — in dem Alter ... Der Lehrer Aerni sei seit einem Jahre in Bergzell. Darüber bin ich eigentlich froh. Ich hätte ihm nicht unter die Augen treten mögen; ich hätte ihm sagen müssen, daß ich im Verfeschreiben nicht stark geworden sei und daß ich mich nicht mühte, leben zu wollen, um glücklich zu machen. Es ist gut, wenn ich nicht so zum Lehrer reden muß. Es genügt, wenn ich nur schweigend damit mich quäle ...

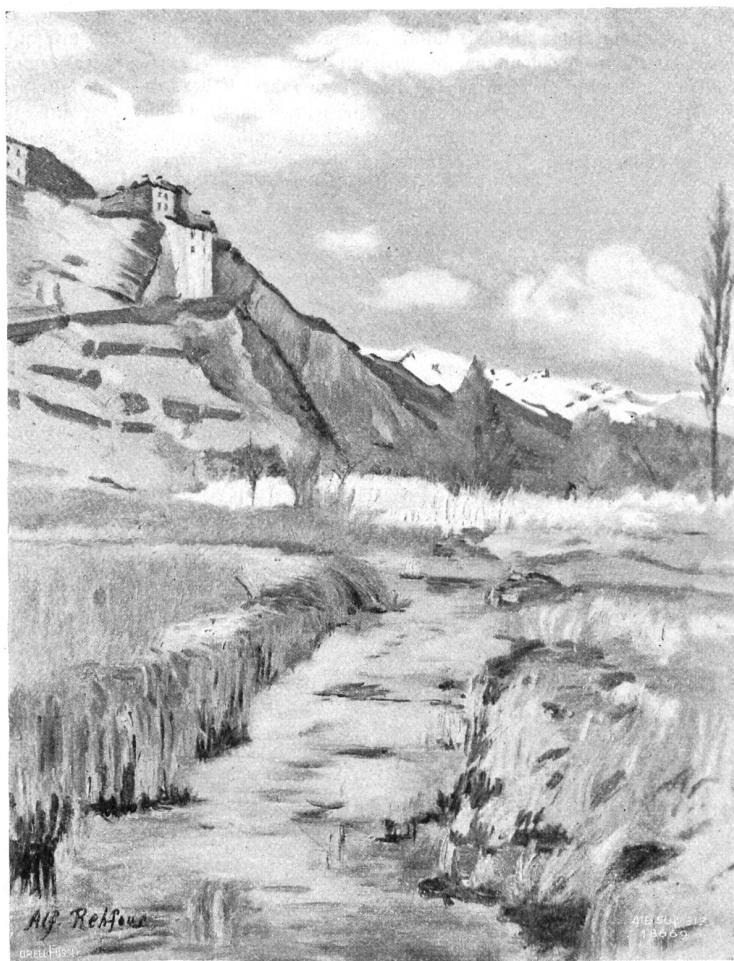
36.

Ich wohne nicht mehr im Bodenheimer. Es ist besser so. Ich bin ruhiger. Ich wohne ganz für mich allein. Vielleicht ist das gut ... vielleicht nicht ...

Am Sonnenhang und am Rand eines Waldes steht mein kleines Haus. Es hat drei Kammern und eine Stube. Ich will sagen: eine Wohnstube. Es ist alles licht darin. Das Holztäfer ist hell und warm wie Sonnenglanz. Die Fenstervorhänge sind weiß wie Schnee. In einer Ecke steht ein Efeustock. Er schmiegt seine grünen Blätter an das helle Getäfer und streicht darüber hin. In den blaubemalten eckigen Ofen lehnen sich Bänke — schwere, grobfaserige Bänke. Ich habe Tische und Stühle in meiner Stube. Ich habe auch Blumen ... Da wäre noch eine Uhr, ein ganz altes wunderliches Ding mit goldig schimmernden Gewichten. An den Wänden hängen Bilder in nußbraunen Rahmen. Es sind kleine stille Bilder, die schweigen können, wenn ich schweigen möchte. Nur die Uhr spricht unaufhörlich in das Schweigen hinein, und ich danke es der Uhr, wenn ich ruhiger werde. Es tut so gut, wenn sie so schlägt ... so langsam ... so ruhig ... so gleichgültig ... so immerzu ...

Bei gutem Wetter sitze ich tagelang vor dem Hause und lasse mich von der Sonne wärmen. Die Bauern behaupten, ich sei durchs Stadtgehen heruntergekommen und ein Faulenzer geworden. Eigentlich haben sie recht. Ich tue nichts. Ich schaue die Berge an und grübele längst vergangenen ertorbenen Dingen nach ... Die Berge sind schön; aber ich hole aus ihnen nicht mehr die Kraft, die gut sein könnte für mein Leben und seine Ziele. Es ist begreiflich. Ich habe kein Leben mit Zielen vor mir. Bloß um armseliger Verse willen kann einer nicht leben ...

Ich denke an Maria. Ich wäre mit Maria doch glücklich geworden. Das sage ich jetzt, weil Maria tot ist. Als sie noch



Alfred Rehfous (1860–1912).

Ebene und Berge bei Saillon im Wallis.

lebte, fand ich den Frieden nicht. Maria lebte und schaffte für mich ... für mich allein. Ja ... ja. Jetzt merke ich, daß ich allein bin. Und da finde ich mich nicht mehr zurecht im Glücksuchen, wenn mir kein Mensch dabei helfen will. Ich bin jung und doch nicht mehr stark genug, um Starkes erleben zu können ...

Mählich kommt der Herbst. Er bringt klare Tage mit sich. Und sie sind still und sehen zu, wie ich mich quäle und meine Qual vermehre. Es ist, als ob diese Tage lächeln könnten. Ich wandere oft in die Berge hinaus. Und je länger ich mich an diesen Tagen erfreue, desto bestimmter und wahrhaftiger erwacht in mir das Gefühl, daß ich diesen leuchtenden Tagen so oft schon begegnete, daß ich wohl Freund mit ihnen sein dürfte.

Einmal war ein weitsichtiger, ganz stiller Abend. Schattenshalb starrte der Wildberg vor sich hin. Seine Spitze glühte noch vom Sonnenfeuer, das tagsüber auf ihr gebrannt hatte. Da fing die Dämmerung an, seine duftige Schattenringe nach der Bergspitze zu werfen. Die Ringe reihten sich aneinander und wurden schwerer. So fesselte die Dämmerung den Berg. Alles Leuchten erlosch. Ein Rauschen klang durch Täler und Wälder. Die Dämmerung lachte ... Wird der Berg seine leuchtenden Tage vergessen? Wird ein Mensch seine leuchtenden Tage vergessen? Nein, nie! Es ist etwas Wunderbares um diese leuchtenden Tage. Sie sind das Glück. Das Glück ist da, kaum daß wir es wissen. Wir wandern mit ihm und sind froh. Das Glück geht rasch, Leid und Streit haben kurze gedrungene Beine. Sie kommen nicht mehr mit. Wir träumen, wir taumeln, wir springen dem Glücke nach. Auf einmal ist das Glück fort. Wir stehen still und warten. Wir warten. Wir sehnen. Die Augen sind groß und verlangen. Leid und Streit holen uns wieder ein und quälen uns. Wir schreien nach dem Glück. Ja, die leuchtenden Tage sind das Glück. Ich suche sie festzuhalten. Aber es fehlen die Menschen, die mit mir solche Tage erleben wollen. ... Ich nütze die sonnige Zeit aus. Ich wandre. Ueber den Matten liegt helles Licht, und an die Bergrücken schmiegt sich ein blauer Himmel von köstlicher Klarheit. Ich suche auf den Weiden Silberdisteln. Damit schmücke ich die Gräber der Eltern.

Dazwischenhinein decke ich den Boden mit schweren Tannenzweigen, und ich habe Freude daran, daß die Blumen wie silberne Kronen aus dem dunkeln Tannengrün herausstechen.

Ich gehe hin und wieder zu Beters Frau; aber als ich merke, daß ich die Frau lieb haben möchte, werde ich hart gegen mich selbst und bleibe weg ...

Das Wetter schlägt um. Der Wind peitscht den Regen und jammert dazu. Aus den Tiefen kriecht der Nebel und macht einsam. Es ist eine quälende Zeit. Ich suche im Erinnern wohl nach sonnigen Tagen, aber ich kann sie nicht mehr wahrhaft miterleben. Dafür lebe ich mich mit einer wunderlichen Lust in das Leid hinein und suche es endlos werden zu lassen. Das ist nicht gut ...

In einer dunkeln Nacht fällt der erste Schnee. Alles ist weit und still geworden. Schöne Tage kehren wieder, und sie geben mir von ihrer großen Ruhe. Ich bin als Mensch nicht hart und eigenwillig genug, um mich von wechselnden Stimmungen der Natur nicht beeinflussen zu lassen. Ich kaufe mir beim Schreiner in St. Johann ein Paar Schneehölzer. Damit ziehe ich in die Berge hinaus. Ich bin allein und lerne das Schneeschweigen kennen. Ich sehe zu, wie die Berge schlummern und gesund und ruhig atmen. Ich gleite an steilen Hängen nieder und habe Freude daran, wenn der leichte Schnee in der raschen Fahrt aufstäubt und in silbernen Punkten zerweht. Ich stapfe auch durch einsame weite Wälder. Das Licht spielt mit dem Schnee, der auf den Zweigen liegt. Da und dort streckt sich ein niedergebogener Ast plötzlich, schnell empor und wirft seine silberne Last ab. Dann zieht wohl ein ganz feines Klingeln durch den Wald, und es ist wunderbar schön mitanzuhören, wie das Klingeln im stauenden Schweigen langsam zerrinnt. Diese Fahrten sind wie Träume. Und wenn ich mir in diesen Träumen nicht mehr zu helfen weiß, ballte ich die Hände und jauchze und jage an jähen Halden nieder, bis ich falle und mich tief in den kühlen Schnee hineingabe. Das tut gut. Ich stehe auf, strecke und schüttle mich und lache ... So ziehe ich Tag für Tag in die Berge hinaus. Und mit leuchtenden Augen und einem großen schönen Schweigen in der Brust kehre ich wieder heim.

Als der Frühling über die Berge kommt, stehe ich wartend auf den Matten und lache ihm entgegen. Ich suche Blumen, die zu leuchten beginnen, ich zähle die vielen weißen Wolken, die am Himmel gleiten, ich lasse mir die Sonne auf den Kopf scheinen und freue mich an ihrem jungen Glanze. Ich freue mich wie ein Kind. Nur daß ich weiß, warum ich mich freuen will. Sturm und Leben werden mich wieder anpacken. Ich will wieder kämpfen. Im Bergfrühling lerne ich manche Hoffnung wiederfinden. Ich spüre wieder Kraft in mir ... Die Tage werden wärmer. Von den unteren Berghängen weicht der Schnee immer weiter zurück und bleibt schließlich bloß noch in Mulden und kühlen Felshöhlen hartnäckig hocken. Das Tal herauf tönen die Glocken der Viehherden, die zur Alp ziehen ... Auf der Bodenalp weiden die Tiere des Beters. Nein,



Alfred Rehfous (1860–1912).

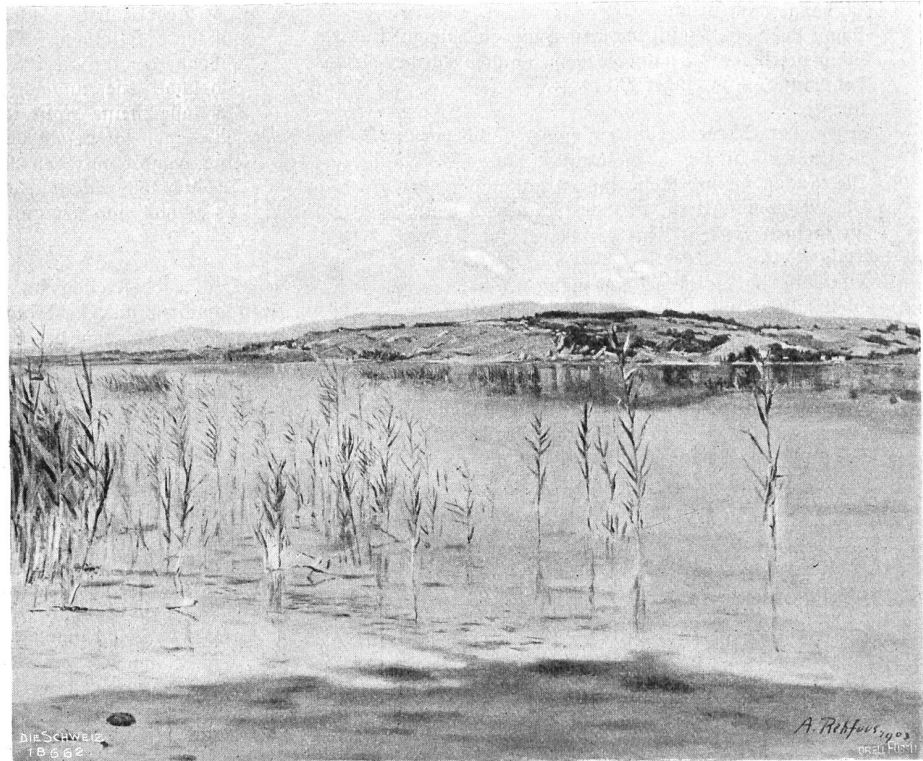
Kornfelder (in Burgund).

eigentlich sind es meine Tiere; der Better hat sie nur ans Futter genommen. Ein älterer Knecht schafft auf der Alp oben. Die Bodenalp ist schön, und die Berge in der Umgebung sind stark. Aber es ist nicht mehr wie früher. Die Friedel ist nicht da — und dann bin ich auch kein Bub mehr, der sich noch auf sein Leben freut und träumt, wie er es wohl am schönsten erleben könnte. Ich blicke nicht mehr mit einer unwissenden träumerischen Sehnsucht in das Leben hinein. Dem Kind verbirgt sich das eigentliche Leben; mit einem leisen tastenden Ahnen geht es ins Dunkel hinein und findet schließlich am dämmernden Tag Wege, die zu Zielen lenken oder irreführen können. . .

Mit Wanderungen fülle ich den Sommer aus. Ich merke kaum, daß die Tage kurz und kühl werden. An einem Frühmorgen schreite ich das Tal hinauf. Ich hatte am Tage vorher Touristen über den Wildbergfattel nach Bergzell geführt. Hinter mir im unteren Tale liegt dichter Nebel. Beim Thurwiler „Döfen“ hält die Morgenpost an. Der Rostknecht läßt sich von einem Maitli Wein einschenken. Da löst sich der Nebel in der Tiefe und strömt das obere Tal herein. Der Knecht schwingt die Peitsche. Die Rosse laufen in scharfem Trab, als möchten sie dem Nebel, der rasch näherstreicht, entspringen. . . In den nächsten Tagen hoct dichter Nebel im Tal herum. Da kommt mir das Bild mit dem Postknecht, dem Maitli und den Rossen wieder in den Sinn. Ich versuche, das Bild in Versen und in ihnen manches von meinem eigenen Erlebten festzuhalten.

Die letzte Fahrt

Die Rosse schweigen.
Wie grauer Dampf steigt es von ihren Leibern.
Die Rosse trotten müd und matt.
Warum?
Hü hott!
Ich zerre an den lockern Zügeln,
Daß sie die tiefgezognen Köpfe in die Höhe schlagen
In jäher Wut. Sie zittern noch,
Daß meiner Hand sie folgen sollen
Und nicht der Kraft und Lust, die Rosse spüren.
Sie traben doch. Ich wollte es . . .
Auf allen Wiesen liegt der Reif wie leichter Schnee.
Im tiefen Tale hoct der Nebel, den ich floh.
Er ist geballt zu einer schweren Wolke . . .
Ich lache jetzt.
Noch lange nicht wird jene Nebelwolke
Lautlos sich lösen, heimlich nähergleiten
Und müde mich umkreisen.
Noch lange nicht . . .
Ich höre auf den Lärm der Hufe,
Die auf dem steinerstarten Boden widerklingen
So ganz im Takt — im Takt . . .
Ho — oh!
Ich ziehe jetzt die Zügel straffer an,



Alfred Rehfuß (1860–1912).

Am Murtensee.

Daß das Gezäum den Rossen in die Zähne drückt.
Sie stehen still . . .
Vom Firste eines breiten Hauses grüßt
Ein Schild stolz auf den Weg herab,
Der Schild des schwarzen Ebers.
He, Maitli, einen Schoppen!
Ich springe ab vom hohen Boock
Und schreite wuchtig hin und her und schlenkere die Arme.
He, Maitli, rasch, im Leibe kann das Blut mir starren!
Die Liji ist's. Sie bringt mir roten Wein.
Ihr Haar hängt ungekämmt an Stirn und Galse nieder.
Die Augen sind verschlafen,
Raum wissend, was sie sehen sollen
So früh am Morgen schon.
„Wohin denn, Hans?“
Ich lache leise, und ich sage nichts.
Ich greife nach dem vollen Glas und leere es in einem Zuge.
Ha, das war gut,
Nun sind die Lippen wieder frisch und rot!
He, Liji, einen Ruß!
Sie wehrt sich.
Ich drücke ihre weißen und so warmen Arme
Und küsse ihren Mund, der nur nach Atem heischt.
„Laß los!“ Sie leucht,
Und Blut steigt ins Gesicht ihr.
Ja, wärmen tut's halt, Maitli!
Und ich lache.
Da blicke ich zurück.
Verflucht — der Nebel!
Im tiefen Tale löste sich die schwere Wolke,
Hob rasch sich und
Glitt heimlich näher, ohne daß ich wußte.
Ich springe auf.
Hü hott, hü hott!
Die Peitsche knallt. Die Rosse reißen an
Und laufen bald in scharfem Trab.

Ich beuge mich zurück.
 Schon steht das Matkli vor dem Haus in halbem Dunkel,
 Schon greift der Rebel um die weißen und so warmen Arme.
 Der Mund — ihr süßer Mund —
 Vorbei ...
 An meiner Stirne streicht ein nasser Wind vorüber.
 Verflucht — hü hü — Galopp!
 Die Rücken meiner Kofse tanzen auf und nieder,
 Die Mähnen flattern, und die Rüstern beben.
 Zu meinen Seiten fliegt der Rebel vor.
 Umsonst ...
 Nun lasse ich die Zügel lose hängen,
 Gleichgültig, müd, bar aller frohen Kraft.
 Die Kofse fallen in den Schritt.
 Ich wollte mit den Kossen in die Sonne sprengen
 Und das Gespamm im Sonnengolde blitzen sehen,
 Geschirr und Ringe und die Glöcklein singen lassen
 Und meine Augen in dem Sonnengolde leuchtend machen,
 Daß auch das Matkli vor dem Eberhaufe
 Verwundert in sie schauen müßte ...
 Nun gehn die Kofse müd einher,
 Durchschweiß und kraftlos ihre braunen Leiber.
 Geschirr und Glöcklein sind vor Feuchte angelaufen.
 Nun gehn die Kofse in dem toten Schweigen
 So still dahin, als sei der Lärm der Hufe
 Selbst in den feuchten weichen Weg hinabgesunken
 Und in der Erde ganz verflungen ...
 Ich steige ab und zerr' das Vorderroß am Halfter mit.
 Es will nicht mit.
 Der Rebel tanzt vor seinen matten leeren runden Augen.

Der Rebel tanzt — und schlingt mich ein.
 Ich höre Stimmen. Menschen kommen.
 „Wohin denn, Hans?“
 Ich lache leise, und ich sage nichts.
 Ich lasse meine Kofse und den Wagen stehen,
 Mit denen ich tief in die Sonne sprengen wollte,
 Und wandre mit den Menschen fort,
 Die sich wie Schatten aus dem Rebel heben,
 So schmal und arm und glücklos ...

37.

Der letzte Freitag im Septembermonat. Des Vettters Frau kommt zu mir, sie bringt mir einen Strauß voll erblühter Herbstrosen. Ich schaue des Vettters Frau an. Unter dem schwarzen Tuch, das sie um den Kopf geschlungen hat, blickt ihr blasses Gesicht mit den guten Augen heraus. Ich sage leise, fast zitternd: „Warum bringst du mir Blumen, du?“
 „Ja, weißt, ich hab' gedacht, heut zu deinem Geburtstag ... Du hast doch Blumen gerne?“
 „Ja, ja, die Blumen sind schön. Es tut immer gut, Blumen um sich zu haben ... Wie geht's daheim?“
 „Wir kommen so langsam aus der strengen Zeit heraus; es ist gut, ich bin fast ein wenig müd.“
 „Es ist halt streng und mühselig in den Bergen zu schaffen, im Land unten geht's leichter.“
 „Da hast du schon recht.“
 „Ja, Brenä, laß mir also den Vetter grüßen! Ich komme wieder einmal bei euch vorbei ...“
 „Tu das, Jochem! Ich mag gar nicht verstehen, daß du so allein sein kannst. Das tut dir schaden!“
 „Meinst?“ Und ich lächle und begleite des Vettters Frau hinaus.

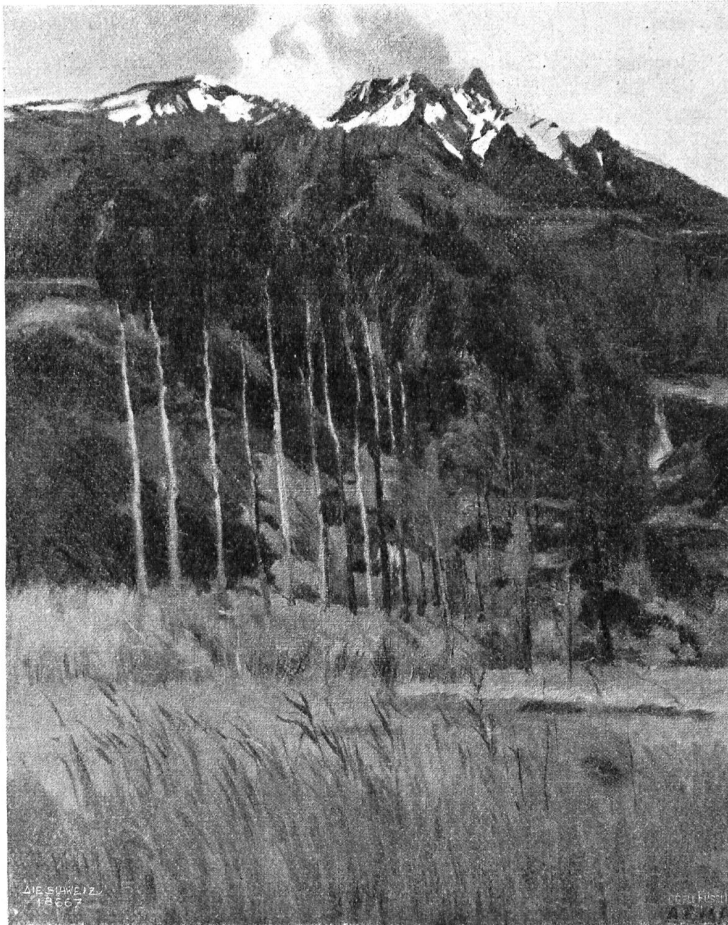
Ich blicke ihr nach. Bei Baumgartners Gaden schaut sie noch einmal zurück. Nun weiß sie, daß ich ihr nachsehe. Sie geht rasch weiter. Sie hat viel von der Mutter. Und auch so schmale durchsichtige Hände hat sie. Ich möchte, daß solche Hände mich streicheln würden... leis... lieb... so ganz lieb! Dann möchte ich den Händen dafür danken. Ich würde sie küssen und an meine Augen drücken — diese schmalen durchsichtigen Hände. Ich möchte sie so lieb haben — diese armen schmalen durchsichtigen Hände... Es nimmt mich wunder, daß des Vettters Frau an diesen Tag gedacht und mir Blumen brachte. Nun erinnern mich die Rosen an Vettters Frau und an meinen Festtag. Es ist ja doch ein Festtag, sonst würden nicht Rosen in meiner Stube blühen. Sie duften schwer, und ein schönes Leuchten geht von ihnen aus... Ich hänge für heute vier Bildchen an die Wände. In ihre Rahmen stecke ich je eine rote Rose. Dann setze ich mich auf eine Stabell gerade vor die Bilder hin. Da ist die Mutter... da ist die Leni... da ist Urji... da ist Maria... Das sind meine vier Frauen! Die erste Frau hat mir das Leben geschenkt, die zweite Frau hat mir den schönsten Weg ins Leben gezeigt, mit der dritten Frau habe ich einen ganzen Frühling darin gelebt, und die vierte Frau trug und teilte mit mir das Leben und was es hatte an Freuden und Sorgen ...

Aphoristisches.

Es ist leichter, auf seine Erfolge stolz zu sein als auf sich selbst.

Es gibt Erfolge, die uns als Menschen ärmer machen, und Mißerfolge, die uns bereichern.

Hans Wohlwend, Zürich.



Alfred Rehfoos (1860–1912).

Pierre-à-Voir (Wallis, 2476 m).